

Jan Eik

Wer nicht  
stirbt  
zur rechten Zeit



Dort liegt mein Personalausweis auf der Flurgarderobe.“

Zu ihrer Überraschung sagte Timm: „Einverstanden.“ Da Frau Loebe noch immer nicht erschienen war, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als sie in ihrer Wohnung am Prenzlauer Berg heimzusuchen. Die Christburger Straße war kein Umweg.

Wenn das Haus, vor dem ihn Gunhild Steglich halten ließ, jemals bessere Tage gesehen hatte, dann lagen die ein Menschenalter zurück. Ob der Putz den Kampfhandlungen des letzten Krieges oder einfach nur dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen war, ließ sich nicht mehr entscheiden.

Fräulein oder Frau Steglich hatte ihn während der Fahrt mit einem Vortrag über die sich mehrenden ideologischen Widersprüche im Bereich der kunsthistorischen Wissenschaft unterhalten. „Kommen Sie mit rauf, oder reicht es, wenn ich Ihnen den Ausweis runterbringe?“, erkundigte sie sich jetzt.

Timm fand es gar nicht mehr so wichtig, sich von ihren Personalien zu überzeugen. Das war sowieso nur blanke Routine. Solange kein Obduktionsbefund vorlag, stakte er mit der Stange im Nebel herum. Was sollte da ein zusätzliches Protokoll mit dieser Kunststudentin? Es reichte völlig, wenn er die Haushaltshilfe befragte, die den Toten gefunden hatte.

Ein bisschen hölzern sagte er: „Ich habe beschlossen, Ihnen zu glauben. Falls ich noch etwas wissen will, melde ich mich.“ Gerne hätte er dabei ein fröhliches Grien aufgesetzt, aber das hatte er sich im Dienst abgewöhnt.

„Danke“, sagte sie und schenkte ihm ihrerseits zum zweiten Mal ein Lächeln ihres großen Mundes. Eine Schönheit war sie wirklich nicht. Aber ganz nett.

Timm ließ den Motor an und hatte die übliche Mühe, den Rückwärtsgang einzulegen. Hinter ihm hupte ein Barkas, der in die Parklücke wollte. Gunhild Steglich stand auf dem Bürgersteig und rief ihm etwas zu, was er nicht verstand. Er beugte sich zur Beifahrerseite und kurbelte das Fenster herunter.

Sie winkte ab. „Nichts von Bedeutung“, sagte sie. „Ich hätte nur nicht geglaubt, dass Seibold tatsächlich den Mut dazu aufbringt.“

Und ehe Timm sich von seiner Überraschung erholt hatte, war sie im dunklen Schlund des Hausflurs verschwunden. Ihre Beine in diesen selbst gestrickten waren entschieden zu dick. Das war alles, was ihm in diesem Moment einfiel.

Der Barkas hupte anhaltend.

## 5. Kapitel

Das Haus, in dem Frau Loebe wohnte, unterschied sich von dem in der Christburger weder durch Alter noch durch Schönheit. Anklagend ragten die rostigen Träger einstiger Balkons aus der Fassade. In der Durchfahrt, die zu den Hinterhöfen führte und von der das Treppenhaus abzweigte, roch es scharf nach Urin. Jemand hatte hier seinen abgerissenen Kachelofen deponiert. Die Lehmreste waren überall breitgetreten.

Timm entdeckte den Namen LOEBE erst bei der zweiten Durchsicht der langen Briefkastenreihe. In dem verbeulten Blechgehäuse hatte es anscheinend vor nicht allzu langer Zeit gebrannt. Jetzt steckte eine Zeitung darin.

Die rothaarige Frau, die ihm die Wohnungstür im vierten Stock öffnete, entsprach seiner Vorstellung von einer Haushaltshilfe eher als die Studentin. Sie war nicht größer als Gunhild Steglich, nur ein bisschen fülliger und an die zwanzig Jahre älter.

Er bemerkte, dass sie erschrak, als er sich vorstellte und mit dünnen Worten sein Anliegen erläuterte.

„Mein je.“ Sie fuhr sich mit der kleinen fetten Hand durch ihre Dauerwelle. „Seit wann isses denn üblich, dass sich die Polizei drum kümmert, wenn einer stirbt?“

In ihrer gute Stube sah es trotz aller herumstehenden Glasrehe und Sammeltassen aus wie geleckt. Jedes Ding hatte sein Deckchen und sein Plätzchen und wurde anscheinend täglich zum Staubwischen aufgenommen und abgeputzt. Nicht einmal Timms Großtante in Glauchau, die in seiner Familie als wohlhabend und wunderlich galt, hatte eine solche Menge nutzlosen Zeugs in ihrer Wohnung angehäuft.

„Setzen Sie sich doch“, forderte ihn Frau Loebe lebhaft auf. Timm entschied sich für einen Sessel, in dem nur zwei Kissen lagen, die er beiseite rückte, ehe er sich niederließ. Frau Loebe blieb stehen, die rastlosen Hände vor dem Bauch übereinandergelegt, und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Woran isser denn gestorben, dass Sie extra herkommen?“

„Das erfahren wir erst nach der Autopsie“, sagte Timm gemessen. „Was glauben Sie denn?“

„Ich? Ich hab keinerlei Erfahrung mit so was.“ Sie trat einen Schritt näher und dämpfte ihre Stimme. „Ich glaube, er hat sich manches viel zu sehr zu Herzen genommen. Wie mein Vater seinerzeit, als sie ihm die Firma zugemacht haben - das hat der auch nicht überlebt.“

„Demnach halten Sie es für möglich, dass Herr Seibold freiwillig aus dem Leben geschieden ist?“

„Wer denkt denn an so was!“ Frau Loebe tat plötzlich verlegen. „War vielleicht ’n bisschen unpassend, das Beispiel ... Sie sind ja immerhin von der Polizei. Möchten Sie ’n Kaffee?“

Timm lehnte höflich ab, doch fiel es ihr nicht schwer, ihn zu überreden. Sie hatte sowieso gerade Wasser aufgesetzt. Außerdem musste sie sich zum Kaffeetrinken hinsetzen. Das konnte sich nur beruhigend auf die Gesprächsatmosphäre auswirken.

Rosa Loebe, achtundvierzig Jahre alt, verheiratet - „glücklich, pflegt mein Herbert zu sagen; ich halt mich da zurück“ -, zwei erwachsene Kinder - „sind beide was geworden, auch wenn der Große jetzt ’n Ausreiseantrag laufen hat, wie Sie ja wissen“ -, stand dem Haushalt Belicke-Seibold seit über zwanzig Jahren hilfreich zur Seite. „Seit meine Rita zur Schule kam, da hat Herbert gemeint ...“

Timm hatte einige Mühe, Frau Loebe von der eigenen Familiengeschichte weg auf das Thema Seibold zu lenken.

„Rosine hat er mich immer genannt. Rosa konnte er nicht leiden. Das ist nicht mal ’ne Farbe, hat er gesagt. Und auch keine Haltung. Damit hat er wohl die SPD gemeint, wenn ich es richtig verstehe. Die soll’n ja jetzt sogar bei uns ...“

Sie erinnerte sich rechtzeitig, wem sie gegenüber saß - und griff hastig zur Kaffeetasche. „Jedenfalls war er in letzter Zeit sehr unruhig. Nicht so, als hätte er was geahnt - aber doch irgendwie komisch. Na ja, so richtige Aufträge wie früher hatte er wohl nicht mehr. Aber gemalt hat er oft. Nur wenn es ihm ganz schlecht ging, nicht.“

„Sie meinen: Wenn er getrunken hatte.“

„Göttchen. Trinken! Gleich so ein hartes Wort. Dann trinkt mein Herbert auch, jeden Abend vorm Fernseher. Sind Sie vielleicht - Abstinenzler?“ Dieses Wort hatte sie noch nicht oft ausgesprochen.

Timm ließ ihre Frage unbeantwortet und hakte nach: „Fühlte sich Herr Seibold häufig unwohl?“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Künstler sind keine Leute wie du und ich, mal deutsch gesprochen. Das konnte manchmal wochenlang gut gehen mit Rudi - und dann: bumms! Wie abgeschnitten. Dann war er durch nichts in die richtige Stimmung zum Arbeiten zu bringen.“ Ein stilles Lächeln verschönte ihre Züge. „Na ja, ich hatte schon so meine Mittelchen, ihn ein bisschen aufzumuntern ...“

Abgesehen davon, dass ihre Figur geringfügig von der eines Mannequins abwich, war Rosa Loebe für ihr Alter eine ansehnliche Person, die es verstand, mit den flinken Augen ausdrucksvoll zu rollen und die Hände eindrucksvoll zu bewegen. Weshalb sollte ein nicht mehr ganz junger Maler keine Freude an ihrer frischen Gesichtsfarbe und ihren vollen Lippen gefunden haben?

„Ihr persönliches Verhältnis zu Herrn Seibold war also sehr gut“, vermutete Timm, worauf Frau Loebe errötete.

„Sagen Sie nicht solche Wörter: Verhältnis. Wenn das mein Herbert hört, kriegt er das prompt in den falschen Hals. Er wird sowieso schon eifersüchtig, wenn ich ein Wort zu viel von der Malerei erzähle. Mit dem Rudi war das - na ja, wie eben Künstler so sind. Er hat gerne mit mir geredet und geredet ... Und das am Vormittag! Und ich das ganze Haus noch vor mir. Die letzten Jahre bin ich immer erst am Schluss zu ihm rüber ins Atelier. Er stand ja meistens nicht ganz so früh auf. Eigentlich wollte er gar nicht, dass ich bei ihm aufräume und sauber mache. Alleine anfassen durfte ich sowieso nichts. Da war er sehr eigen.“

„Und Frau Belicke? Wie waren denn die Beziehungen zwischen ihr und Herrn Seibold?“

Rosa Loebes kräftig gefärbte Augenbrauen stießen fast zusammen, so sehr fürchte sie die Stirn. „Na, leicht hat sie es nicht gehabt mit ihm. Aber da müssen Sie schon Lola selber fragen. Darüber kann nicht mal die Polizei von mir Auskunft verlangen. Oder sind Sie etwa ...?“

„Ich bin wirklich von der Kriminalpolizei“, beteuerte Timm. Dieses Misstrauen war ihm schon allzu oft begegnet.

„Na ja“, begründete Frau Loebe ihren Verdacht. „Bei einem Rudolf Seibold wäre das schließlich kein Wunder. Seine Bilder hängen immerhin im Palast der Republik.“

Sie hatte nicht einmal unrecht. Timm erinnerte sich gut an den Tod eines anderen Künstlers, dessen Leiche sie zusammen mit der Staatssicherheit drei Tage lang gesucht hatten, nachdem sein Auto im Wald gefunden worden war. Timm hatte das Auto selber untersucht, aber außer einem Blechschaden an der Stoßstange und dem Abschleppseil, das herumlag, nichts Auffälliges daran bemerkt. Erst die Genossen von der Firma hatten den Abschiedsbrief auf der Rückseite eines Filmdrehbuchs entdeckt. Der war an einen Abteilungsleiter im ZK gerichtet. Das durfte Timm schon gar nicht mehr wissen. Es ging ihm jetzt dennoch durch den Kopf. Hatte er im Fall Seibold irgendetwas unterlassen, was man ihm vorwerfen konnte?

Er verdrängte den Gedanken. Seibold war ein Toter wie hundert andere. Nichts deutete auf ein Interesse übergeordneter Organe oder auf außergewöhnliche Todesumstände hin. Die Befragung der Zeugin, die den Toten aufgefunden hatte, entsprach dem normalen Maß kriminalpolizeilicher Ermittlungstätigkeit.

Er rückte seinen Block zurecht. „Nun schildern Sie bitte ganz genau, wie und wo Sie den Toten gestern gefunden haben.“

Sie tat es auf ihre weitschweifige Weise. Ihr Bericht wich nicht von dem ab, was Timm schon wusste. Als sie gegen halb elf das Atelier betrat, hatte Seibold in

friedlicher Haltung auf dem Boden gelegen. Sie war hinüber ins Haus gelaufen, hatte Frau Belicke angerufen und erst mit ihr zusammen das Atelier wieder betreten. Gemeinsam hatten sie den Leichnam, der schon Anzeichen der Totenstarre aufwies, auf die Polster gelegt, so schwer ihnen das auch gefallen war. Während Lola - Frau Belicke also - mit Doktor Henning telefonierte, hatte sie sich gründlich gewaschen und war gegangen. Zu weiterer Arbeit fühlte sie sich nach einem solchen Ereignis nicht in der Lage.

„Vom zeitlichen Ablauf habe ich jetzt eine ziemlich klare Vorstellung. Wann haben Sie eigentlich die leeren Flaschen aus dem Atelier in die Mülltonne geräumt?“

Frau Loebe erhob sich abrupt und begann mit fliegenden Fingern das Kaffeegeschirr zusammenzuräumen. Ihre frische Gesichtsfarbe war in ein helles Rot übergegangen. „Ich wusste ja nicht, dass Sie sogar im Müll rumkramen“, sagte sie ärgerlich. „Was macht denn das für 'n Eindruck, wenn bei einem Toten Schnapsflaschen herumstehen. Ich habe nur ein bisschen aufgeräumt.“

„Hatte Frau Belicke Ihnen den Auftrag erteilt?“

„Ich brauche keine Aufträge für so was. Die Lola hat inzwischen mit ihrem Doktor Henning telefoniert.“

„Mit *ihrem* Doktor?“, fragte Timm scheinheilig. „Handelt es sich nicht um den Hausarzt von Herrn Seibold?“

Ihr Lachen klang nicht überzeugend. „Das ist lange her. Rudolf hielt nicht viel von Ärzten. Schon gar nicht von Doktor Henning.“

Timm besaß genügend Fantasie, um sich vorzustellen, was das Vertrauensverhältnis zwischen einem Arzt und einem Patienten, der trank, beeinträchtigen konnte. Frau Loebes Reaktion ließ noch etwas anderes vermuten.

„Aber Frau Belicke ging weiter zu Doktor Henning?“

Sie hob ihre runden Schultern und verzog wissend das Gesicht. „Der Doktor ist in der ganzen Gegend berühmt. Ich bin auch schon bei ihm gewesen. Ein sehr netter Mann.“

Das wusste Timm. Er verzichtete darauf, das Thema weiter zu verfolgen. Erst musste er mal Seibolds Karteikarte unter die Quarzlampe legen und mit Heike reden. Wenn sie mit sich reden ließ.

Er erhob sich. „Möglicherweise melde ich mich noch einmal bei Ihnen, Frau Loebe.“

Auch sie war aufgestanden. Die Tassen in ihrer Hand klirrten.

„Ich weiß schon. Wenn das Testament eröffnet wird.“

Timm tat überrascht. Über ein Testament war zuallererst einmal mit Frau Belicke zu sprechen. „Wie kommen Sie darauf?“